

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 222 (1943)

Artikel: Viola di Gamba : Erzählung

Autor: Lendi, Fritz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Viola di Gamba.

Erzählung von Fritz Vendi.

Grühlingslüfte wehen durch das Tal des jungen Rheins. Verschwunden ist Maienfeld, die kleine, hochgetürmte Bündnerstadt, im weißen Blütenmeer. Wie der Mastbaum eines versinkenden Schiffes ragt der Kirchturm aus der duftenden Flut. Um die Wetterfahne des alten Brandischlosses kreisen die Schwalben, unzählige weiße Spitzchen grüßen ins Tal und die höchste all dieser glänzenden Schneespitzen dürfte jene des Falknis sein, dessen verschneites Haupt seine Brüder weit in der Runde hoch überragt.

Gewaltige Schneestürme zogen durchs Land, als die Glocken den Einzug des Jahres 1640 verkündeten, und bis weit in den Hornung hinein rang hinter gefrorenen Fensterscheiben der sieche Stadtvoigt Hans Enderlin mit dem Sensenmann, während oft draußen in girrenden Schlitten mit klingenden Schellen die Jugend durch die Straßen tollte. Eines Tages aber hörte man die Lawinen donnern, johlend brauste der Föhn daher und es begann Frühling zu werden.

Heute, am Tage vor Christi Himmelfahrt, sitzt Hans Enderlin mit seiner Tochter Hortensia am offenen Fenster und der Maienwind weht Blüten Schnee durch die engen Gassen der rätschen Stadt. Das Spinnrad surrt, der Faden gleitet durch des Mädchens Hände, und der Stadtvoigt schaut lächelnd hinaus ins Freie. Er ist noch vor wenigen Jahren ein stattlicher Mann gewesen. Jetzt sind seine Wangen eingefallen und die einst so dunklen Haare grau geworden.

„Vater,“ sagt Hortensia, „Euch geht es von Tag zu Tag besser und bald werdet Ihr wieder ganz genesen. Es ist schön hier im Erker. Wie fein, daß unser Haus die Mauer der Stadt überragt und wir hinaus schauen können auf die grünen Wiesen, auf die blühenden Bäume und hinüber zu den blauen Bergen.“

Enderlin erwidert kein Wort. Er mustert seine Tochter, und trübe Gedanken werden in ihm wach.

„Der Abschied von ihr,“ denkt er, „von Hortensia, meinem Stolz und meiner Freude, fällt mir nicht leicht. Wie schön sie geworden ist, wie gut ihr die Bürgertracht steht mit dem roten Schultertuch, dem blauen Mieder, den blendend weißen Puffärmeln, dem guldnen Kettchen am Hals und dem silbernen Pfeil im dunklen Zopf. Wenn nur noch ihre Mutter leben würde. Ihre Mutter, die Elsbeth, ja, der hab' ich auch mehr als einen Nagel in den Sarg gehämmert mit meinem wilden, leidenschaftlichen Tun. Jetzt ist das Mädchen 19 Jahre alt, und ich soll es allein zurücklassen in einer Welt, die ich betrogen und die mich belog.“

„Vater,“ sagt Hortensia, „weshalb sitzt Ihr da in trübem Sinn, derweilen draußen Grillen zirpen, die Bienen summen und die Sonne Ihr Licht in unsere Stube flutet läßt, als würde sie ausgerechnet uns allein beschneinen? Warum auf einmal traurig, habt Ihr doch soeben noch gelächelt, als freuet Ihr Euch über den wundersamen Maientag.“

„Kind, ich habe gelächelt wie einer, der das Leben kennt und der das Schwärmen im Mai nicht ernst zu nehmen braucht, der weiß, daß das Blühen nicht lange währen wird, daß die Schwalben uns wieder verlassen

werden, des Sommers letzte Rosen sterben müssen und daß alles vorübergeht gleich einem schönen Traum. Werden, Sein, Vergehen – das ist das Leben.“

Hortensia erhebt sich von ihrer Stabelle und legt dem Vater die Hand auf die Schulter.

„Nein, das ist nicht das Leben, das ist des Lebens ewiger Wechsel. Vater, fünfzigmal durftet Ihr den blühenden Frühling schauen, fünfzigmal kam der Winter und immer wieder ist es Frühling geworden. Es gibt gar kein Sein und Vergehen, wenn wir einen Blick in Gottes große Werkstatt tun. Es gibt nur ein unaufhörliches, ewiges Werden.“

„Mein Kind, du sprichst wie eine Weise. Du hast recht, draußen im Reiche der Natur gibt es kein Sterben. Für uns Menschen aber, und für mich gar bald, kommt das Vergehn.“

„Vater, Ihr seid noch lange nicht alt; Ihr werdet wieder ganz genesen. Gewiß, es scheint, als komme für uns alle dereinst das Vergehn. Da hilft uns aber der Glaube an den allmächtigen Gott, der sich uns offenbart hat in Christus unserm Herrn, der allen, die an ihn glauben, das Licht des Lebens versprach.“

„Kind, wie gut, daß dir eine brave Mutter beschieden war, die dir lauteres Gold mit auf den Weg gegeben. Schau, ich habe immer nur auf das geschaut, was glänzt und doch keinen Bestand hat, ich habe irdisches Gut zusammengerafft, ich habe nach Amt und Ehr gestrebt. Heute komme ich mir vor, wie ein Dieb auf einem versinkenden Schiff, der seine Mitreisenden bestohlen hat und der nun plötzlich sieht, daß er samt seinem gestohlenen Plunder wie ein hilfloser, elender Wurm ertrinken muß. Ich Narr, ich wandelte in der Finsternis und habe jenes Licht des Lebens nicht verdient.“

„Vater, niemand hat das Licht des Lebens verdient, und dennoch schenkt er es uns, wenn wir ihm glauben. So unendlich groß ist des Herrn Jesu Christi Liebe.“

Lange sitzt Hortensia, als müßte sie auf eine Antwort warten, neben dem Vater. Er erwidert nichts, und sie begibt sich nach dem Spinnrad. Das Rädchen schnurrt, eintönig tickt die Wanduhr über der alten Truhe, und die Sonnenstrahlen, die so etwas wie einen Heiligen Schein um das Bild der verstorbenen Frau Elsbeth gezeichnet hatten, schleichen über das Täfer und verlassen die einfache, aber vornehme Stube.

„Hortensia,“ sagt plötzlich der Vater, „morgen ist Christi Himmelfahrt, morgen zieht der Prädikant und alles Volk nach St. Luzis Steig zur Außfahrtspredigt. Du gehst auch mit, gelt, und wenn dann nach dem Gottesdienst die Geigen erklingen und das ledige Volk zum Tanze zieht, sei fröhlich mit den Fröhlichen.“

„Nein, Vater, mein Platz ist hier, ich bleibe bei Euch. Ich will . . .“ Enderlin läßt sie den Satz nicht vollenden und fährt fort: „Geh! Morgen möchte ich einmal ganz allein sein. Weißt, ich habe mit dem zu reden, von dem du heute gesprochen hast. Bettina, die Magd ist auch noch da, um zum Rechten zu sehen. Geh' Kind, tu es mir zulieb!“

„Wenn ich Euch damit einen Dienst erweise, tu ich es gern. Ich will also morgen mit den andern nach

St. Luzis Steig zur Predigt gehen, tanzen aber, derweil Ihr zu Hause mit dem Herrgott redet, kann ich nicht."

Die betagte Bettina tritt in die Stube und deckt den Tisch, und bald sitzen der Stadtvoigt, seine Tochter, die Magd und Luzi, der vierschrötige Knecht, bei der Abendmahlzeit. In der Stube herrscht für Hortensia eine fast feierliche, für den alten Luzi jedoch eine unheimliche Stille, denn so schweigsam sah er den Stadtvoigt noch nie. Wie hatte er früher oft gezittert vor Angst, wenn plötzlich die scharfen Geieraugen seines Meisters ihn niederzustechen drohten und Scheltpunkt auf Scheltpunkt zu ihm herüber donnerte, so daß die bleiche Frau Elsbeth erschrocken zusammenfuhr.

Heute ist ihm, als greife jedesmal, wenn er zum Kranken hinüberblickt, die eiskalte Hand eines Ungeheuers nach Enderlins Nacken, als sche er einen Schatten hinter ihm, denn er ahnt, daß der Pfeil des Todes den einst so gewaltigen Mann getroffen hat.

Zeitlicher denn sonst geht der Stadtvoigt zur Ruhe. Hortensia aber sitzt noch lange auf der Fensterbank ihrer Kammer. Hoch ragen die Türme und steilen Giebel der Stadt, und über den wildzerrissenen Glechhöern blitzten der Sternenfänger goldene Laternen. Des Stadtvoigts einzige Tochter denkt an den kranken Vater, der so still und schweigsam geworden ist, und der einhergeht wie einer, der im Dunkeln tappt und irgendwo ein Licht entdeckt hat, nach dem er sehnlichst die Hände ausstreckt und doch die Kraft nicht aufbringt, den kostbaren Leuchter zu erfassen. Und neben dem kranken Vater taucht auf einmal ein anderer auf vor ihrem geistigen Auge: die sehnige, hohe Gestalt des Giovanni Lietha von Malans. Vor einigen Wochen sah sie ihn zum ersten Male. Man schlug damals beim Rathaus die große Diele auf, und viel fröhliches Volk kam ins Städtchen, und man tanzte bis tief in die Nacht hinein. Sie war auch dabei gewesen und hatte dem Treiben zugeschaut. Neben ihr stand ein hochgewachsener, junger Mann mit tiefschwarzem Haar. An seinem Rücken hing ein gar sonderbares Musikinstrument, und der Jüngling war einfach, in Grau gekleidet. Aber sein ganzes Wesen war wie dasjenige eines Ritters. Er hatte sich vor ihr leicht verbeugt und fragte gar höflich, ob sie mit ihm tanzen wolle.

"Oh, gern würde ich mit Euch tanzen, aber ich darf, ich kann nicht, denn zu Hause liegt mein Vater frank

darnieder", hatte sie ihm zur Antwort gegeben. Und dann, sie wußte selber nicht, wie es kam, plauderten sie zusammen, sie gingen durch die Gassen der Stadt, zum Dorf hinaus und wanderten dann dem rauschenden Mühlbach entlang.

"Ich heiße Giovanni Lietha und wohne drüben in Malans", begann er, und sie antwortete: "Ich heiße Hortensia. Ihr seid wohl der einzige Malaner, der so einen schönen welschen Namen hat?"

"Ich bin ein Prättigauer," erzählte er weiter, "mein verstorbener Vater stammt aus Grisch, meine Mutter ist eine Betslinerin, und ich bin im rätischen Untertanerland aufgewachsen."

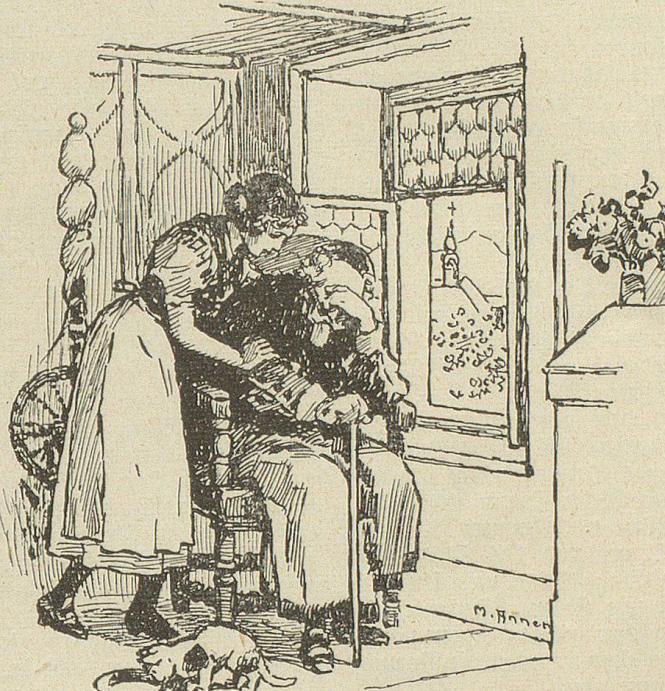
Dann nahm er sein siebensaitiges Instrument, seine Viola di Gamba zur Hand und spielte. Hortensia lauschte tief ergriffen, und dann, als er seine sonderbare, fremdartige Geige wieder auf den Rücken geschnallt, reichte er ihr den Arm. Sie ließ es geschehen, sie wanderten wieder dem Städtchen zu; es war eine schöne Stunde.

*

Ein selten schöner Maienmorgen zieht durch alle Lande. Es ist Christi Himmelfahrt. Ein langer Zug von Menschen wanderte nach dem reformierten Kirchlein auf St. Luzi-Steig, das einst zu Ehren des heiligen Luzius gebaut worden war. Luzius aber soll in alter Zeit auf einem mit Bären bespannten Wagen über den

heute noch nach ihm benannten Paß gezogen sein, um den Heiden in Rätien die große Botschaft des Herrn Jesus Christus zu verkünden. Lange Zeit war die Kirche zu St. Luzisteig die Mutterkirche der ganzen Gegend, bis ihr dann von der großen Amanduskirche zu Maienfeld dieser Rang genommen wurde. Aber alljährlich am Auffahrtstag zog das Volk in einer großen Prozession nach dem Kirchlein des heiligen Luzius, dem Schutzpatron des Landes. Nach der Reformation ging das Steigkirchlein in reformierte Hände über; aber immer noch geht das Volk am Auffahrtstag nach St. Luzisteig, um dort Gottes Wort zu hören.

Mit Trommeln und mit Pfeifen wandern sie unter den schattigen Buchen und uralten Eichen durch den großen Wald. Dem Zuge voran schreitet, das heilige Buch in der Hand, der Prädikant. Bauernsöhne und Bauernmädchen, Bürgerstöchter in schmucker Tracht, einfaches Volk und Edelleute mit Spangenkrügen, weißen Manschetten und blitzenden Degen an der Seite schreiten im Zuge. Über allen Häuptern aber flattert das



Sternenbanner von Maienfeld, der Stadt. Das Kirchlein auf Zugsteig ist zu klein, um eine solche Menge Volks zu fassen. Man setzt sich unter die nahen Eichen, Tannen und Buchen, und der Prädikant besteigt eine neben dem Kirchlein erstellte, mit grünen Reisern und Blumen geschmückte Kanzel und verkündet Gottes Wort.

Wie wunderbar, denkt Hortensia Enderlin, denn der Pfarrer schlägt nach dem gesprochenen Gebet die Bibel auf und spricht also: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

Dann spricht er von jenem Licht, das alles Dunkel durchbricht, vom Winter, vom Tod, vom Frühling, von der Sonne, vom Verden, Vergeh'n und vom ewigen Sein und von der Krone des Lebens, die Christus allen verheißen hat, die an ihn glauben.

Hortensia steht mit gefalteten Händen an der grauen Mauer des Kirchleins, sie denkt an den Vater, der zu Hause mit dem Herrgott redet und sie lauscht inbrünftig den Worten, die Gott durch seinen Diener zu ihr spricht. Durch die Bäume wehen Frühlingslüste, des Stadtvoths Tochter aber hört Gottes Engel über den leise rauschenden Kronen der alten Eichen im Walde geh'n.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Der Prädikant wandert, begleitet von Bürgern und Bürgerinnen, zu Tal. Das ledige Volk will seine Lustbarkeit haben und schart sich um eine mächtige Bretterdiele, um sich beim Klang der Geigen am Tanz zu erfreuen.

Hortensia schickt sich an, den Heimweg anzutreten und schreitet bald an bronzenfarbenen, schlanken Buchenstämmen vorbei auf dem weichen Sammet eines braun-grünen Moosteppichs nach dem Wald. Durch das Geäst der alten Eichen und der seltsam verkrümmten Kiefern brechen die Strahlen der Sonne und des Mädchens silberner Pfeil im schwarzen Haar blist und leuchtet gleich kostbarem Golde. Und wie sie nun sinnend, ab und zu stehen bleibend, unter den grünen Kronen der Bäume wandert, taucht hinter einem Heckenrosenstrauch die Gestalt eines jungen Mannes auf.

„Hortensia!“ ruft er. Sie fährt erschrocken zusammen; aber bald klingt aus ihrem Munde der freudige Ruf: „Giovanni!“ Giovanni tritt näher und streckt ihr zum Willkommgruß die Hände hin.

„Hortensia, hast du heute gar nicht an mich gedacht? Ich sah dich drüben an des Kirchleins Mauer stehen. Ich dachte du werdest auf Giovanni warten. Sobald jedoch der Pfarrer das Amen zum Schlusswort gesprochen, bist du in der Menge meinem sonst so scharfen Auge entchwunden.“

„Giovanni, doch, ich habe an dich gedacht. Das Wort der heiligen Schrift gab mir zu denken und nachsinnend über des Pfarrers Auslegung ging ich von hinnen. Weist du noch den Text der heutigen Predigt?“

„Ja, ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. Hortensia, auch ich habe Grund genug, darüber nachzudenken. Jetzt aber singe ich das Lied, das einst mein Vater der Mutter so oft gesungen, und ich spiele dazu auf meiner Nachviola, der Viola di Gamba. Willst du?“

Hortensia nickt, sie setzt sich in den Rasen; er nimmt sein Instrument, spielt und singt dazu:

«Ella si va, sentendose laudare
Benignamente d'umilta vestuta;
E par che sia una cosa venuta
Da cielo in terra a miracol mostrare.»

Aufmerksam lauscht sie seiner schönen Stimme und der schwermütigen Melodie, die die Viola von sich gibt. Als er dann sein Instrument zur Seite legt, sich neben das Mädchen setzt und seinen Arm um ihre Schultern legt, blickt sie fragend zu ihm auf und spricht: „Giovanni, ich verstehe nicht gut welsch, erkläre mir die Worte, die du gesungen hast.“

„Das was ich soeben sang, hat der große Dichter Dante gesungen, und es heißt zu deutsch: „Sie schreitet, wenn sie ihr Lob hört, güttig und mit Bescheidenheit gekleidet, und es scheint, daß sie ein Wesen sei, das vom Himmel auf die Erde nieder gekommen ist, um ein Wunder zu zeigen.“ Das hat einst mein Vater der Mutter vorgesungen, und das singe ich dir. So oft ich dich sehe, ist mir, als müßtest du mir ein Wunder zeigen, du, die ich so unaussprechlich liebe.“

„Giovanni“, sagt Hortensia leise und blickt zu ihm auf. Er neigt sich zu ihr nieder, eng umschlungen wandern sie durch den Wald, und wo sie gehen und wo sie stehen, in jeder Blume, in jedem Strauch, sehen sie lauter Wunder.

„Alles ist auf einmal so wunderbar,“ sagt Giovanni, „du zeigst mir nicht nur ein, sondern tausend Wunder.“ „Eines der größten Wunder ist die Liebe“, erwiderte sie.

Dann plaudert er: „Seit Wochen habe ich mich auf den heutigen Tag, auf Christi Himmelfahrt und auf unser Wiedersehen gefreut. Nun ist alles gut geworden. Aber du weißt, ich bin ein schlichter Mann aus dem Volke. So oft ich dich erblicke, ist mir, als liege etwas zwischen uns, das uns immer wieder trennen muß, als seiest du eine Edle.“

„Wie sollte ich eine Edle sein?“

„Ich weiß ja nur, daß du Hortensia heißtest, du hast mir den Namen deines Hauses damals nicht gesagt.“

„Nein, Giovanni, uns trennt kein goldener Wappenschild. Ich bin nur die Tochter des Stadtvoths Hans Enderlin.“

„Hortensia!“ schreit Giovanni, als ob plötzlich eine furchtbare Enttäuschung über ihn gekommen wäre. Er zuckt zusammen, aus seinen dunklen Augen zuckt es wie Hass und grenzenloser Schmerz. Er greift nach seinem Wams, ein Dolch glänzt in der Sonne, fliegt in einem weiten Bogen durch die Luft und fällt klirrend auf das nahe Gestein. Hortensia ist bleich geworden vor Schreck, freideweiß, und verschwunden sind mit einem Male all die Wunder, die die beiden vor kurzem noch in jedem Baum und in jedem Strauch geschaut.

„Giovanni Lietha,“ sagt sie mit zitternder, ängstlich klingender Stimme, „ich kenne dich nicht mehr.“

„Hortensia, Tochter des Hans Enderlin, Stadtvoth zu Maienfeld, die ich nie mehr vergessen kann, du hast das Licht des Lebens, ich aber wandle in der Finsternis. Forsche nicht, alles wirst du vielleicht dereinst erfahren. Meine Ahnung hat sich erfüllt. Es liegt etwas zwischen uns, das uns immer wieder trennen muß.“

Er geht von dannen, wie einer, dem man eine Wunde schlug, wie einer, der tief traurig ist. Langsam schreitet die schöne Bürgerstochter dem nahen Städtchen zu. In des Mädchens dunklen Augen perlten Tränen.

Eine schwarze, gewitterschwüle Nacht folgt dem sonnigen glanzvollen Maienitag. Hortensia Enderlin sitzt in ihrer Kammer und starrt in die Finsternis hinaus. Alles schlafet, kein einzig Licht durchbricht die Nacht, flagend, fast ängstlich, tönt das Musizieren der Grillen, und selbst das sonst so fröhliche Geplätscher des Brunnens beim Untertor klingt nicht wie sonst. Hortensia sieht im Geiste Giovanni Lietha vor sich, der sie liebt, den sie wieder liebt, welchen sie für einen Ritter mit makellosem Schild gehalten, und der nun auf einmal ein Mordinstrument, das er wohl nicht umsonst in seinem Bamse verborgen hielt, von sich geschleudert. Sie würde am liebsten ans Fenster stehen und in die Nacht hinaus rufen: „Giovanni, komm hieher, gib mir Antwort, bist du Giovanni Lietha oder bist du ein Bösewicht?“ Ein leises Knarren im Getäfer lässt sie erschrecken, und sie schaudert, wenn ihr geistiges Auge sein hässerfülltes Antlitz sieht und das furchtbare Wort an ihr Ohr klingt: „Ich wandle in der Finsternis.“

Ein langgedehntes, unheimliches Gedonner rollt über das schlafende Städtchen hinweg. Ein greller Blitz erhellt für kurze Augenblicke ihr Gemach. Dann ist es wieder totenstill. Wieder kracht es, als stürze irgendwo ein gewaltiger Berg zusammen. Eine rote Feuerschlange durchfährt die Nacht, taghell erscheint die Gasse, und am Stadbrunnen sieht sie mit verschränkten Armen die Gestalt ihres Geliebten stehen.

„Giovanni Lietha, sei kein Bösewicht!“ ruft sie, und erschrickt über ihre eigene Stimme. Der Donner kracht, es zuckt der Blitz, und unten auf der Straße spielt Giovanni auf seiner wundersamen Viola und singt dazu:

„Ella si va, sentendose laudare, benignamente d'umilta vestuta . . .“ Und wenn das Lied zu Ende ist, beginnt er wieder von vorn: „Ella si va . . .“

Dann öffnet der Himmel auf einmal seine Schleusen, der Regen rauscht und klatscht, verklungen ist das Lied des nächtlichen Sängers, und verstummt ist die Viola di Gamba. Horch! Männerritte! Unten in der Stube

schreitet der Vater ungeduldig auf und ab. Plötzlich ist alles wieder still, wie zuvor. Dann aber ist Hortensia, als vernehme sie ein leises Seufzen und Stöhnen. Sie wirft das bunte Halstuch um die Schultern, verlässt die Kammer und schreitet im Dunkel die steinerne Treppe hinunter und öffnet die schwere, eichene Stubentür. Sie sieht den Vater nicht, so finster ist es in dem Gemach; sie hört aber seine Stimme, die da flüstert: „Ella si va, sentendose laudare . . .“ Hortensia geht tastend nach der Ecke hin, wo Feuerstein und Zunder liegen und zündet das Talglicht an. Der Vater sitzt am Schieferfisch und stützt seinen Kopf mit beiden Händen. Verwirrt blickt er auf, und es scheint, als ob er seit heute abend um zehn Jahre älter geworden. Hortensia setzt sich zu ihm hin.

„Vater, was habt Ihr, was ist Euch Schreckliches begegnet?“

„Mein Kind –, ich wandle in der Finsternis.“

„Ich aber, sagt Christus, bin das Licht der Welt“, erwiderte Hortensia.

Enderlin blickt beinahe ängstlich nach dem Fenster und spricht zögernd und stockend: „Hast du das welsche Lied auch vernommen und die Töne des unheimlichen Instruments?“

„Vater,“ versucht sie tröstend zu sagen, „ein fremder Sänger sang ein Lied und spielte dazu auf seiner Nachtviola.“

Dumpf schlägt es Mitternacht.

Der Stadtvoigt schreitet sinnend auf und ab, bleibt dann wieder stehen, setzt sich auf eine Stabellie, winkt Hortensia, die sich neben den Vater setzt und spricht: „Mein Kind, ich habe nur dich. Ich werde nicht mehr lange leben, ich, der ich . . .“

„Vater, Euch lastet irgend etwas schwer auf dem Herzen. Was es auch sein mag, offenbart es mir, und so ich kann, will ich versuchen, Euch zu helfen.“

„Dir, Hortensia, will ich es erzählen, denn ich weiß, ich werde nicht mehr lange bei dir sein. Die Viola hat mir das Nahen meiner letzten Stunde angezeigt.“

„Sprecht nicht so, Vater, kein Mensch weiß unsere Stunde, denn Gott allein.“

Draußen klatscht und rauscht immer noch der Regen, der Wind heult durch die Straßen, die kleine zitternde Flamme des Talglichtes wirft gespenstische Schatten an die Wände. Hortensia schaudert und zieht das Tuch enger um die Schultern. Der Stadtvoigt erzählt:



„Mehr als dreißig Jahre sind dahingegangen seit jenen Tagen, da ich von den Häuptern Gemeiner Drei Bünde ins Beltlin gesandt worden bin, um dort als Podestà von Tirano zu amten. Hei! Ich führte ein strenges Regiment, wurde mehr als einmal gelobt von den hohen Herren zu Chur, dafür aber gehaßt von den rätschen Untertanen. Ich war ihnen nicht gewogen, diesen welschen Kastanienbrafern, wie ich sie nannte. Das Haus des Podestà lag mitten im Städtchen. Schlanke Pappelbäume standen gleich stolzen Wacht-posten zu beiden Seiten des hübschen Schloßchens, das ich nun ganz allein mit einer alten Engadinerin, die mir den Haushalt besorgte, bewohnte. Abends ritt ich auf meinem wilden Hengst durch die Dörfer und freute mich, wenn die Beltliner Bauern ihre Mützen zogen, und ihre Weiber sich fast bis zur Erde niederbeugten vor dem blutjungen, aber gestrengen Podestà von Tirano. Ich wußte aber nur zu gut, daß alles nur Schein und elende Heuchelei war, und daß sie mir alle eher den Tod als irgend etwas Gutes wünschten.“

Eines Tages begegnete mir eine, die sich vor mir nicht verneigte; das war die zwanzigjährige Beltlinerin Brigitta Navoni. Wenn von allen Seiten her das heuchlerische „Buona sera!“ erscholl, schritt sie an mir vorbei und würdigte mich auch nicht eines einzigen Blickes. Sie war eine Waise, die durch der Hände Arbeit ihr Brot verdienen mußte, aber sie galt als das schönste Mädchen von Tirano. Eines Abends, als ich durch das Städtchen ging, begegnete mir die hübsche Beltlinerin.

„Buona sera Brigitta!“ sprach ich freundlich.

Mein Gruß blieb unerwidert. Da stellte ich mich mit gespreizten Beinen und verschrankten Armen vor das Mädchen und sagte: „Brigitta, was habe ich Euch zuleid getan? Warum erhalte ich keine Antwort auf meinen wohlgemeinten Gruß? Wißt Ihr denn nicht, daß ich der Podestà von Tirano bin?“

Brigitta schaute mit ihren dunklen Augen fest in die meinen und gab mir zur Antwort: „Ich weiß, daß Ihr Podestà seid, ich weiß aber auch, daß Ihr für meine Vaterstadt und für mein Volk nur Haß und Verachtung übrig habt.“

Aufrecht und stolz stand sie vor mir. So schön hatte ich sie noch nie gesehen.

„Verzeiht, Signorina!“

Ich hielt ihr meine Rechte hin, welche sie zögernd ergriff, und sprach weiter: „Euch zulieb will ich mir Mühe geben. Eure Volksgenossen schätzen zu lernen.“

„Oh, Podestà, je mehr ihr sie schätzen lernt, desto mehr werdet ihr sie unterdrücken. Unsere fruchtbaren Felder habt ihr Bündner gestohlen, weil drüben in euren wilden Alpentälern kein Weinstock und zu wenig Brot gedeiht. Mein Volk liebt die Freiheit. Ihr aber habt sie ihm genommen. Mein Vater und andere, die für die Freiheit den Schild erhoben, wurden verbannt oder gar hingerichtet.“

„Brigitta, wo ist Euer Vater?“

„Mein Vater ist in der Verbannung gestorben.“ Eine Träne tropfte auf meine Hand, die immer noch in der ihren ruhte. Mir war, als wäre es ein Stücklein von einer glühenden Kohle gewesen. Brigitta versuchte

„Buona sera“ zu sagen, ging und verschwand im Dunkel der Nacht.

Ich gab mir keine Mühe, die Beltliner schätzen zu lernen. Aber ich wußte, daß ich Brigitta Navoni liebte. Jeder Tag hoffte ich, sie zu sehen. Oft schlich ich nach dem Hause des Hufschmieds Pietro Navoni, der ihr Oheim war und bei dem sie diente. Ich sah sie nie. Es war, als ob sie mir ausweichen wollte. In einer Nacht träumte mir von dem Mädchen. Zwischen zwölf und ein Uhr mag es gewesen sein, als ich erwachte. Ich kleidete mich an, verließ das Haus, eilte auf die Straße und ging nach der Schmiede. Warum? Ich wußte es nicht. Aber die Gewissheit, daß in meiner Nähe, hinter irgend einem Fenster dieses Hauses, Brigitta sein mußte, ließ ein Glücksgefühl in mir aufkommen. Ich liebte Brigitta Navoni wahnsinnig. Aber die Beltliner hasste ich wie zuvor, denn Hunderte von Bündnern wurden ja vor einigen Jahren im Beltliner Mord niedergemordet. Wie sollte ich als guter Bündner dieses Volk nicht hassen? Von Zeit zu Zeit wiederholte ich den nächtlichen Gang nach der Schmiede. Wochen waren verstrichen und ich hatte die schöne Beltlinerin nicht mehr gesehen. Eines Tages aber sah ich sie an der Seite eines jungen Mannes schreiten. Dieser Jüngling war ein Kaufmann, ein Bündner. Vor einem Jahr war sei Vater, der in der Nähe von Tirano ein Heimwesen besaß, das er durch einen Welschen verwaltete ließ, gestorben. Nun kam der Sohn, der reiche Erbe, und saß auf dem Gute des Vaters. Ich hasste diesen Menschen deshalb, weil er beim Volke beliebt war, und beliebt sein konnte bei den bündnerischen Untertanen nur einer, der offen der Ansicht huldigte, daß das Beltlin als gleichberechtigtes Bundesglied der rätschen Alpenrepublik angegliedert werden muß. Von Eifersucht getrieben, ging ich des Nachts mehr als sonst nach dem Hause des Pietro Navoni. Ein sternklare Mondnacht war es. Ich stand, in meinen Mantel gehüllt, um ja nicht gesehen zu werden, hinter einem Kastanienbaum und schaute nach dem Fenster, hinter welchem Brigitta schlief. Plötzlich erblickte ich die Silhouette einer hochgewachsenen Gestalt, die auf das Haus zugeschritten kam. In Brigittas Kammer sah ich kleine, helle Funken aufblitzen, die aber gleich wieder erloschen. Sie mußte wohl mit Zunder und Feuerstein hantieren. Dann erschauete ich Brigitta, das Tallicht in der Hand, am Fenster stehen.

„Brigitta!“ rief der Mann auf der Straße. Das Fenster öffnete sich und ich hörte des Mädchens Stimme: „Christian, ich komme!“

Bald schritt mein Widerpart auf die Haustür zu, welche von Brigitta geöffnet wurde. Die beiden sprachen im Flüsterton. Sie lachten und scherzten. Das Mädchen verschwand im Hausgang, die Tür schloß sich hinter ihr, und ihr Geliebter stand wieder allein auf der Straße. Dann griff er nach seiner sonderbaren Geige, und es flang bald lieblich, bald flagend, fröhlich und wieder unheimlich durch die mondholle Nacht, und er sang dazu: «Ella si va, sentendose laudare . . .» Brigitta stand am offenen Fenster, und ich taumelte, begleitet von Neid, Haß und Eifersucht und mit einer Wunde in der Seele, von dannen. Einige Wochen später läuteten die Hoch-

zeitsglocken, und das schönste Mädchen von Tirano, das ich liebte, wurde das Weib des Prättigauers Christian Lietha."

Hans Enderlin unterbricht seine Erzählung, und Hortensia starrt mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin und sagt: „Christian Lietha – hieß – jener Mann?“

„Ja, Christian Lietha hieß er“, fährt der Stadtvoigt fort. „Er war ein fast berühmter Sambaspieler. Er beherrschte sein Instrument, das er einst zu Benedig erlernte, meisterhaft. Wenn ich hinaus nach Cläven reiten mußte, und ich nachts wieder zurück nach Tirano ritt, hörte ich oft, da die Straße unweit von seinem Hause vorbeiführte, jene Melodie und das welsche Lied: «Ella si va . . .» Es gibt aber eine Sage, die Sage vom Tode der ersten Nachtigall. Es gab eine Zeit, da der Schwan wunderschön, schöner denn alle gefiederten Sänger, singen konnte. Eines Tages hörte er zum ersten Male die Nachtigall. Sie sang noch schöner als er. Der weiße Vogel wurde eifersüchtig und zerriss bei der ersten Gelegenheit die bescheiden gekleidete Sängerin. Die ganze Welt der Sänger hüllte sich in Trauer über den Tod der Nachtigall. Gott jedoch raubte dem Schwan die Stimme, und stumm, aber immer noch hochmütig und stolz, geleitete er seit jener Zeit über die stillen Wasser. Nur in seiner Sterbestunde gewährt ihm Gott noch einmal die Fähigkeit des Singens, und herrlich sind dann die Töne, die er von sich gibt. So kommt es, daß

man jenes Singen, das in der Todesstunde durch die Seele des Menschen klingt und ihn die Herrlichkeit des Paradieses ahnen läßt, Schwanengesang zu nennen pflegt. Der Schwan wurde eifersüchtig und zerriss die Nachtigall. Und ich habe, von einem furchtbaren Hass getrieben, den Landsmann Christian Lietha vernichtet. Ich hatte leichtes Spiel. Landauf und landab war es kein Geheimnis mehr, daß der Prättigauer immer und überall für die Aufnahme der Untertanenländer als viertes Bundesglied eintrat. Ich ging hin, beschuldigte ihn des Hochverrates. Die Hässcher waren gleich zur Stelle und Lietha wurde gefoltert. Ohne aber ein Geständnis abzulegen, verschied er unter furchtbaren Körperqualen. Eines Abends, als ich, von Gewissensbissen gequält, durch meine Stube schritt, öffnete sich die Tür. Auf der Schwelle stand Brigitta, des ermordeten Liethas Weib. Ich sank wie geschlagen auf eine Stabellie nieder und ich zitterte vor der schwachen, in Schwarz gekleideten, jungen Witwe.

Sie stand, gleich einer unheil verkündenden Prophetin auf der Schwelle und rief: „Hans Enderlin, jetzt

wirst du, wenn du nach Cläven hinüber reitest, die Viola di Samba nicht mehr hören. Noch einmal wirst du zitternd und bebend jenen Klängen lauschen. Das aber ist zuletzt, wenn deine Stunde geschlagen hat. So ziehe nun mit dem Fluche einer Witwe deine dunkle Straße, du Finsterling!“

Bald darauf verließ ich das Tal der Abba. Der Fluch ging mit, ihre Prophezeiung hat sich erfüllt. Heute hörte ich die Viola wieder, den Schwanengesang, meine letzte Stunde ist gekommen.“

Das Talglicht ist schon lange gestorben. Die beiden sitzen im Finstern. Hortensia macht sich mit dem Feuerzeug zu schaffen und spricht: „Vater, es wird alles gut werden. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

Helle Funken flieben, die Flamme flackert auf dem kleinen Leuchter, und Licht erfüllt die Stube.

Am andern Morgen befiehlt Hortensia dem Knecht, den Griesel vor den Wagen zu spannen, und ganz allein, eigenhändig Zügel und Peitsche führend, fährt sie durchs Tor hinaus nach Jenins hinauf. Frisch und klar ist die Luft geworden und die Umrisse der Berge heben sich scharf und deutlich ab vom blauen Himmel. Jenins ist erreicht. Bewundert blicken die Leute Hortensia nach. „Hü Griesel!“ ruft das Mädchen, und weiter geht die Fahrt, an der Kirche des Dörfchens vorbei, durch frischgemähte Wiesen und

dann unter dem vom gestrigen Gewitterregen naß und schwer gewordenen Blätterdach eines Buchenwaldes hindurch dem in einem Obstwald verborgenen Marktflecken Malans entgegen. Ross und Wagen poltern über eine Brücke. Stufenweise und unmutig stürzt sich ein Bach zu Tal und dreht im nahen Wiesengrund das große Schaufelrad einer Mühle. Hier wohnt der alte Lietha, bei welchem Giovanni und seine Mutter Aufnahme gefunden haben. Hortensia bindet das Leitseil an eine am Wege stehende Pappel und eilt der Mühle zu. Gleich unter der Haustür begegnet ihr Giovanni. Erstaunt blickt er sie an. Hortensia ergreift seinen Arm und spricht flehend: „Führe mich zu deiner Mutter, ich muß mit ihr sprechen. Und auch mit dir habe ich ein Wort zu reden.“

Giovanni Lietha führt Hortensia wortlos in die kleine Stube der Mühle. Am offenen Busenfenster sitzt Frau Brigitta, deren Ebenbild Giovanni ist, und läßt das Spinnrad schnurren. Man sieht, daß sie ihre Jugend schon lange hinter sich hat. Aber immer noch ist sie schön.

„Mutter,“ sagt ihr Sohn rauh, „diese da möchte mit

Euch sprechen. Sie ist die Tochter des Stadtvogetes Enderlin zu Maienfeld."

Frau Brigitta läßt ihre fleißigen Hände in den Schoß sinken. Ein Blick aus zwei nachtschwarzen Augen mustern Hortensia von den Schnallenschuhen bis hinauf zum silbernen Haarpfeil und dann kommt es silbenweise, aber scharf über die Lippen der Frau: „Hortensia – die Tochter – des Enderlin!“

Giovanni verläßt das Gemach und schreitet draußen vor dem Hause auf und ab. Ab und zu geht er nach der Pappel und versucht den Griesel zu besänftigen, der in seinem Orange nach Freiheit wiehernd an der Leine reist. Der Beter Lietha ist für längere Zeit nach Grünsch gefahren und sein Neffe sollte nach dem Rechten sehen. Ein-, zwei- und dreimal wird er vom Müllerstnecht gerufen. – Umsonst, Giovanni muß an die beiden Frauen denken, an seine Mutter und Hortensia, die Tochter seines Todfeindes, die er doch so gern lieben möchte. Ungeduldig schreitet er ein paar Mal ums Haus herum, durch die Mühle, durch den Stall und dann wieder hinauf zum Griesel. So verrinnt die Zeit. Zuerst sind es lange Minuten, dann eine und dann zwei Stunden. Endlich geht die Haustüre auf, und die Mutter steht in ihrem Rahmen.

„Giovanni,“ sagt sie, „zieh' den Sonntagsrock an, nimm deine Viola mit, wir fahren nach Maienfeld.“

Bald galoppiert der Griesel nach Jenins hinauf und gen Maienfeld hinunter. Auf dem Wagen sitzen neben Hortensia Giovanni Lietha und seine Mutter.

„Ich weiß, weshalb du gestern jenen Dolch von dir geworfen hast,“ flüstert sie ihrem Liebsten zu.

„Hortensia, ich ging oft nach Maienfeld. Warum ging ich dort hin? Um deinem Vater einmal unter vier Augen zu begegnen. Mit dem Dolch wollte ich ihn dann auf die Knie niederzwingen. Aus seinem Munde wollte ich die Worte hören: „Giovanni, Sohn des durch mich zugrunde gerichteten Christian Lietha, hab' Gnad' und Erbarmen mit mir!“ Den Stadtvoget vor mir zittern sehen, meinen Vater rächen, das hab' ich gewollt. Hortensia, vergib mir, ich wandelte in der Finsternis.“

„Es wird für mich, für dich und für alle Licht werden“, erwiderte sie.



„Brigitta, verzeiht“, flüstert er.

„Sie neigt sich über ihn. „Ich habe Euch vergeben.“

„Brigitta, ich habe – Euch – einst geliebt.“

„Ich weiß es – und ich hätte Euch wiedergeliebt, aber mein Volk, das Ihr unterdrücken halst, lag trennend zwischen uns. Christian Lietha war ein Freund des Bötlins, er warb um mich, und ich ging mit ihm.“

„So ist es, ich war jung, ich liebte Bünden über alles und glaubte, indem ich die Untertanen unterdrücken half, meinem Vaterland zu dienen. Ich habe Euren Gatten und meinen Landsmann vernichtet und zog als ein Finsterling auf dunkler Straße – mein ganzes Leben lang. Trotz dem sonnigen Licht, das mein braves Weib und mein Kind stets um mich verbreitet haben,

blieb es finster um mich her. Brigitta, es acht mit mir zu Ende. Eure Prophezeiung hat sich erfüllt, denn ich habe die Viola di Gamba noch einmal gehört.“

„Nein, Stadtvoget, Ihr werdet die Viola wieder hören.“

Dann erzählt sie ihm von der Liebe ihres Sohnes zu Hortensia, daß auch Giovanni und sie, seine Mutter, mit ihrer Rache im Herzen im Finstern gewandelt, und daß Hortensia es gewesen, die auch ihnen kostbares Licht gebracht. – Leise wird die Tür geöffnet und Giovanni und Hortensia treten in die Kammer. Hans Enderlin streckt dem eintretenden Jüngling die Hand entgegen und spricht: „Verzeih, junger Lietha . . .“

Giovanni drückt ihm die Hand mit den Worten: „Wir alle wandelten in der Finsternis.“ „Hortensia“, sagt der Stadtvoget leise, „ist jenes Wesen, wie es im Lied heißt, das vom Himmel zur Erde kam, um Wunder zu zeigen. Hortensia, mein Kind, nun weiß ich, daß es auch für mich kein Sterben und Vergehen gibt, denn ich habe das Licht des Lebens im festen Glauben an die Liebe unseres Herrn. Wie er mich durch die dunkle Pforte begleiten wird, so führt er auch Euch zwei, die ihr das Band der Ehe schließen werdet. Ich segne Euch. Giovanni Lietha, singe mir noch einmal jenes Lied, meinen Schwanengesang, und spiele mir noch einmal auf deiner Viola di Gamba.“

Giovanni ergreift sein Instrument, spielt so schön und erregend, wie er noch nie zuvor gespielt und singt dazu: „Ella si va, sentendose laudare . . .“ Sein Lied ist verklungen, eine Saite der Viola springt, und Hans Enderlin legt sich zum ewigen Schlummer hin.